Tanja Stern

Vier Mädchen und der Ernst des Lebens

Eine historische Reportage aus der ehemaligen DDR

Alljährlich im Oktober werden unter den Schülern der 10. Klassen Bewerbungskarten ausgeteilt, und es beginnt der Run auf die Lehrstellen. Spätestens jetzt müssen die jungen Leute eine Wahl treffen, die ihr Leben in eine bestimmte Richtung lenkt. Sie verlassen die sichere Bahn der Schule und tun den ersten konkreten Schritt in die Welt der Erwachsenen.

Die meisten wissen natürlich schon längst, was sie mit ihrer Arbeitskraft anfangen wollen. Es gibt Traumberufe, begehrte Lehrstellen, die mit allen Mitteln umkämpft werden müssen. Die Jungen zieht es überwiegend zur Technik; Ausbildungsplätze für Kfz-Schlosser, Kfz-Elektromechaniker oder Elektronik-Facharbeiter stehen bei ihnen hoch im Kurs. Den Mädchen gefallen eher Berufe wie Friseuse, Kosmetikerin, Textil-Fachverkäuferin oder Damenmaßschneiderin. Große Schlager für beide Geschlechter sind Lehrstellen in der Gastronomie, im Außenhandel und im Flugwesen.

Glücklich, wer schon im ersten Anlauf die Lehrstelle seines Lebens erringt. Aber was geschieht mit den Übrigen? Mit den zurückgewiesenen Bewerbern, die sich von liebgewordenen Wünschen und Zukunftsvorstellungen trennen müssen? Mit den schlechten Schülern, die niemand haben will? Mit den Unentschlossenen, die in keiner Richtung talentiert sind? Und mit den Außenseitern schließlich, deren Neigungen derart aus dem Rahmen fallen, dass es dafür in unserem Land keinerlei Ausbildungsmöglichkeiten gibt?

Ich habe dazu vier junge Mädchen befragt – Mädchen, die sich in Typ und Charakter sehr voneinander unterschieden, denen aber eines gemeinsam war: Sie hatten Schwierigkeiten in ihrer Berufswahl.

Zum Beispiel Ilona: Auf dem Postamt spielen

Ilona wohnt mitten im Neubaugebiet. Lange suche ich nach dem richtigen Haus. Ich steige über Holzbrücken hinweg, umgehe Sandberge, lande in falschen Straßen. Ich sehe Kinder zwischen den Betonklötzen spielen, die vom Bauen liegen geblieben sind. Als ich Ilona endlich gegenüber trete, kann ich sie nur japsend ansprechen; auch nach dem richtigen Stockwerk habe ich erst eine Weile suchen müssen.

Ilona ist Schülerin der 10. Klasse. Sie hat ein Zimmer für sich allein. Die Wände hängen voller Filmplakate. Ein Wellensittich schwirrt durch den Raum. Ilona ist Fremden gegenüber befangen. Es fällt ihr schwer, auf Fragen einzugehen. Immerhin freut sie sich, dass eine Fremde Interesse für ihre Probleme zeigt. Vor zwei Jahren erst ist sie mit ihren Eltern hierher gezogen. Vorher wohnte die Familie in einem geruhsamen kleinen Ort. Die Umstellung muss dem schüchternen Mädchen äußerst schwer gefallen sein. Die tristen Neubauten. Der rabiate Umgangston unter den Berliner Schülern. Und die Schule, das war wohl das Schlimmste: die große, neue, lärmerfüllte Schule, eine Schule für die Robusten und Gesunden.

Ilona war nicht robust und gesund. Nur mit Mühe verkraftete sie den häufigen Wechsel unter den Lehrern, die kalte Atmosphäre im Klassenkollektiv. Sie taut nun auf und erzählt mir sehr lebhaft von einem zynischen Geschichtslehrer: "...Zum Schluss hab ich mich gar nicht mehr getraut, bei dem noch irgendwas zu sagen." Ihr Zensurendurchschnitt sank rapide ab.

Doch nicht allein die schlechten Zensuren haben ihr die Arbeitssuche erschwert. Hinzu kam ein körperlicher Defekt: Bei der vorgeschriebenen Tauglichkeitsuntersuchung stellte sich heraus, dass Ilona an der so genannten Skoliose leidet, einer Rückenerkrankung, die mit Haltungsschäden und oft auch mit Schmerzen verbunden ist. Ilona wurde als T-Schülerin eingestuft – T für tauglichkeitsbeschränkt – und erhielt ihre Bewerbungskarte vier Monate früher als die anderen, da sie bestimmte Tätigkeiten aus gesundheitlichen Gründen nicht ausüben darf. Zu diesen Tätigkeiten aber zählte leider auch der Beruf, den Ilona eigentlich erlernen wollte: Sie hat eine Schwäche für kleine Kinder und wäre gern Krippenerzieherin geworden.

Ich finde es seltsam, dass ein so junges Mädchen mit Babys umgehen kann und will. Sind das schon mütterliche Gefühle, die sie zu den Kleinen

hinziehen? Nein, nein, sie selbst, will keine Kinder haben, davor hätte sie "richtig Angst". Aber die Zwillinge von den Nachbarn fährt sie immer gern im Wagen spazieren, und überhaupt, sie mag eben Kinder.

Das Dumme ist nur, dass diese Kinder nun einmal auf den Arm gehoben werden müssen. Daran scheiterte Ilonas Berufswunsch – ein Mädchen, das Skoliose hat, darf nichts Schweres heben oder tragen. Es ist erstaunlich, wie vieles ein Mädchen, das Skoliose hat, nicht darf. Sie darf nicht in einer Kaufhalle arbeiten. Sie darf nicht Maschine schreiben lernen – eine ausschließlich sitzende Tätigkeit ist für sie genauso schädlich wie eine, die mit Heben oder Tragen verbunden ist.

"Wenn es nach denen gegangen wäre, hätte meine Tochter höchstens noch 'ne liegende Tätigkeit ausüben können", sagt erbittert Ilonas Vater, der unser Gespräch von der Tür aus verfolgt. Er erzählt, wie seine Tochter monatelang vergeblich von Betrieb zu Betrieb lief und wie brutal sie manchmal abgefertigt wurde: "...Und da hat die zu meiner Tochter gesagt, dann schaffen Sie sich doch selber ein Kind an, wenn Sie mit Kindern zu tun haben wollen, ja, schreiben Sie das ruhig mal alles auf!" Man spürt, dass ihn das Thema noch immer beschäftigt und dass er sehr an seiner Tochter hängt. Ab und zu reißt er sich los und lässt uns allein, doch er hält es nicht aus, kommt wieder an die Tür und greift in die Unterhaltung ein. Seiner Meinung nach sind alle diese Untersuchungen und Tauglichkeitsbeschränkungen, die man den Schülern auferlegt, einfach pingelig und stark übertrieben. Hätte Ilona, wie es zeitweise aussah, überhaupt keine Lehrstelle mehr bekommen, so hätte er sie kurzerhand als Hilfsarbeiterin in eine Krippe gesteckt, und hätte sie sich dann qualifizieren wollen, wäre ihr kein Mensch mehr mit Skoliose gekommen, davon ist er überzeugt.

Ilona ihrerseits sieht im Grunde schon ein, dass man sie in der Kinderkrippe abgewiesen hat. Manchmal, wenn sie die Nachbarszwillinge hoch hebt, tut ihr doch ganz schön der Rücken weh. Aber andererseits: Sie muss in jedem Fall mit ihren Rückenschmerzen leben. Kein Mensch hat sie beispielsweise gehindert, an der Zivilverteidigung teilzunehmen oder am Produktionsunterricht. Und die Lehrstelle, die sie nun ergattert hat, nachdem sie von etlichen Betrieben mit Hinweis auf ihren kranken Rücken abgelehnt wurde – ist diese Lehrstelle nun das Ideale?

Natürlich nicht. Es handelt sich um eine Lehrstelle bei der Post. Auch hier muss Ilona sicher viel zu viel sitzen, und sie muss wahrscheinlich auch hin

und wieder bei der Paketabfertigung helfen, wo sie um das Tragen kaum herum kommen dürfte. Aber sie ist so heilfroh, endlich ein Dach überm Kopf zu haben, dass diese Nebenumstände sie gar nicht berühren. Wenn sie Schmerzen hat, wird sie sich eben nichts davon anmerken lassen und fertig. Auf keinen Fall will sie so tun, als hätte sie einen Schonplatz nötig.

Mir kommt das alles sehr traurig vor. Sie wollte Krippenerzieherin werden und ist auf einem staubigen Postamt gelandet! Und ich frage sie voller Mitleid, wie sie ihrer Zukunft entgegensieht, Doch Ilona fühlt sich nicht bemitleidenswert, und das Postamt kommt ihr aus heutiger Sicht schon gar nicht mehr wie eine Notlösung vor "Ich hab früher oft Post gespielt mit meiner Freundin. Da zu arbeiten, hat mich wirklich gereizt." Sie zeigt mir einen Prospekt über die Fachgebiete, die sie einmal beherrschen muss. Viel Naturwissenschaftliches ist dabei; in der nächsten Zeit wird die moderne Technik auch das Postwesen revolutionieren. "Hoffentlich kann ich das alles schaffen", sagt Ilona aufgeregt.

Sie ist mit sechzehn Jahren noch ein richtiges Kind. Sie spielt mit den Zwillingen ihrer Nachbarn wie mit süßen lebendigen Puppen, und ab Herbst wird sie mit Poststempeln spielen, größeren und echteren als bisher. Sie wirkt so zutraulich, so wehrlos – man möchte nicht, dass diesem Mädchen jemand weh tut. Man wünscht ihr, es mögen sich in ihrer Umgebung immer Menschen finden, die dafür sorgen, dass die Starken sie nicht unterbuttern.

Was Ilona gar nicht, klar ist: Ihre Lehrstelle verdankt. sie dem Berufsberatungszentrum des für sie zuständigen Stadtbezirks. Auch dort hat sie Beschützerinstinkte geweckt. Man hat für sie herumtelefoniert, man ist. Betrieben auf den Pelz gerückt, und als das immer noch nichts half, veranlasste man bei den entsprechenden Behörden, dass eine zusätzliche Lehrstelle eigens für Ilona eingerichtet wurde.

Ich befrage zu diesem Fall eine junges Frau, namens Constanze. Sie ist diplomierte Psychologin und arbeitet seit etwa einem Jahr als Berufsberaterin. Der Bekanntschaft mit ihr verdanke ich die Idee und die Möglichkeit, diese Reportage zu schreiben.

Constanze ist nervös. Sie raucht zu viel. Sie fühlt sich nicht wohl in ihrem Beruf. Fünf Jahre hat sie Psychologie studiert, und nun verrichtet sie eine Arbeit, die jede halbwegs intelligente Sachbearbeiterin auch tun könnte.

Sie schlägt, abgelehnten Bewerbern andere Berufswege vor. Sie schätzt die Qualität von Zeugnissen ein und die daraus sich ergebenden Chancen auf diese oder jene Lehrstelle. Sie benennt die konkreten Berufe, die ein Schüler ergreifen kann, wenn er, sagen wir, mit Tieren zu. tun haben will. Dabei ärgert sie sich über die vielen Eltern, die ihre fast erwachsenen Kinder wie Säuglinge bevormunden wollen. "Die meisten Entscheidungen treffen die Eltern. Die Jugendlichen haben nie gelernt, den eigenen Willen durchzusetzen." Sie ärgert sich über die kleinlichen Schranken, die ihrer Arbeit seitens der Ämter und vor allem seitens der Schulen gesetzt sind. Sie ärgert sich über die Unvernunft der Mädchen, die es partout in Modeberufe zieht. Und sie ärgert sich ganz besonders über die Rücksichtslosigkeit, mit der die einzelnen Betriebe ihre Schäfchen ins Trockene bringen. "Jeder Betrieb schnappt sich nur einfach die besten Schüler, die er kriegen kann. Wo der Rest bleibt, das kümmert keinen."

Den Fall Ilona sieht sie als Beispiel für die Unbeliebtheit von schlechten Schülern. Sie glaubt, dass Ilonas Tauglichkeitsbeschränkung in vielen Betrieben schlicht als Vorwand gedient hat, um das Mädchen abzuschieben. Man müsste die Betriebe beauflagen, meint sie, wenigstens einen bestimmten Prozentsatz von "schwierigen Fällen", von unattraktiven und unbequemen Lehrlingen anzunehmen. Die Friseurmeister beispielsweise werden Jahr für Jahr mit Bewerbern überschwemmt, und sie fischen sich natürlich immer nur die besten Mädchen heraus. Aber braucht denn jede Friseuse einen Zensurendurchschnitt von 1,2? Und ein Gegenbeispiel wäre der Gleisbau: Dort landen grundsätzlich die schlechtesten Schüler, die man sonst nirgendwo haben will, und der Ruf dieser Branche ist mittlerweile so schlecht, dass kein Junge, der etwas auf sich hält, freiwillig Gleisbautechnik lernen würde. Aber auch im Gleisbau, wie überall, werden gute Leute dringend gebraucht.

Kann man als Berufsberater etwas tun, um hier das Gleichgewicht zu regulieren? Constanze sieht da schwarz; sieht sie nicht allzu schwarz? Ich erinnere sie noch einmal an Ilona, die mit Wärme und Dankbarkeit vom Berufsberatungszentrum gesprochen hat, obwohl sie doch gar nicht das ganze Ausmaß der ihr dort erwiesenen Hilfeleistung kennt. "Ja, sicher", sagt Constanze unzufrieden, "man kann mal einzelnen Leuten helfen. Ab und zu hat man schon ein Erfolgserlebnis. Aber dann gibt es wieder hundert Fälle, wo man daneben steht und kann nichts tun."

Zum Beispiel Chris: Der Pappa wird’s schon richten

Als ich Chris beim zweiten Anlauf erwische, steht sie gerade unter der Dusche. Sie öffnet mir die Tür mit nassen Haaren, ein Handtuch unter den Arm geklemmt, die Jeans hastig über den Schlüpfer zerrend; und so wie sie ist, lotst sie mich ins Wohnzimmer und sprudelt auch schon los, bevor ich Platz nehmen oder gar Fragen stellen kann "Also bei mir war det so jewesen, ick wollt schon immer wat mit Blumen machen, in unsrer alten Wohnung im Prenzlauer Berg, da war nämlich unten so'n Blumenladen, und da bin ick als Kind immer runter, und ick hätt ooch ja nich jewusst, wat ick sonst für 'n Beruf hätte lernen sollen."

Mich irritiert das Tempo der Unterhaltung, und ich bitte das Mädchen mehrmals, sich doch in Ruhe fertig anzuziehen und sich die Haare trocken zu fönen, ich hätte wirklich genügend Zeit! "Neenee, nich nötig, nu bleib ick schon so." Und weiter geht es im rasanten Text. Chris hat. also niemals geschwankt und gezweifelt, welchen Beruf sie ergreifen sollte "Wat mit Blumen" wollte sie lernen, und die Auswahl ist auf diesem Gebiet nicht groß. Man kann nur Blumenbinder werden und zur Not noch Zierpflanzengärtner, und beide Berufe sind begehrt und überlaufen.

Trotzdem war Chris recht zuversichtlich, als sie sich im vergangenen Jahr um eine Lehrstelle als Blumenbinderin bewarb. Ihr Zeugnis wies damals den beachtlichen Durchschnitt von 1,7 auf, und was noch schwerer wog: Sie hatte schon mehrmals während ihrer Schulferien im ZBE "Berliner Blumen" gearbeitet, also in eben dem Betrieb, dessen Lehrling sie nun werden wollte, und ihrer Bewerbung zwei Beurteilungen von Vorgesetzten beigefügt, Beurteilungen, die Empfehlungen waren. Wer, fragt man sich, wenn nicht dieses Mädchen, ist einer Blumenbinder-Lehrstelle würdig? Sie hatte von klein auf eine ganz nahe und handfeste Beziehung zu den Pflanzen ("Ick hab sojar Vogelfutter ausjesät, hab immer gehofft, det wird mal wat..."), und sie weiß genau, worauf sie sich einlässt, auf eine Arbeit nämlich, die durchaus nicht so ästhetisch und duftend ist, wie die meisten Bewerberinnen glauben, sondern oft auch schmutzig und kompliziert. Das müsste doch mit dem Teufel zugehen, wenn ein solches Mädchen nicht ankommt.

Und doch, das Unbegreifliche geschah: Chris' Bewerbung wurde abgelehnt. Warum? Aus dem Bescheid ging das nicht hervor. Tatsache war nun

allerdings, dass Chris' an sich so strahlendes Zeugnis von einem Flecken verdunkelt wurde: In Betragen hatte sie nur eine Drei, und so etwas missfällt den meisten Kaderleitern weit mehr als mangelhafte schulische Leistungen – lieber nehmen sie weniger begabte Schüler in ihre Betriebe auf als solche, die womöglich aufsässig werden. Dass hierzulande viel zu sehr auf Bravheit und Durchschnitt orientiert wird, ist grundsätzlich zu bedauern; und in diesem Fall war es besonders ungerecht und eigenartig, dass derselbe Betrieb, der Chris für ihre Arbeit geschätzt und belobigt hatte, sie nun einer einzigen schlechten Note wegen fallen lassen wollte.

Das fanden Chris' Eltern ebenfalls; und nachdem fest stand, dass ihre Tochter auch den einzigen Ausweichberuf, nämlich Zierpflanzengärtner, nicht lernen konnte – sämtliche Lehrstellen wurden natürlich gleich beim ersten Bewerbungsdurchlauf vergeben —, wandten sie sich mit einer Eingabe an das Ministerium für Landwirtschaft. Sie baten um Überprüfung des Falles und um eine zusätzliche Lehrstelle für Chris. Die Antwort ließ sie neue Hoffnung schöpfen: In der Tat habe man vor, noch ein paar zusätzliche Lehrstellen zu vergeben, und zwar sowohl für Blumenbinder als auch für Zierpflanzengärtner.

Chris bewarb sich also erneut – und wurde wiederum abgewiesen! Was nun? Eine zweite Eingabe ging an das Ministerium für Landwirtschaft ab. Im Berufsberatungszentrum bot man Chris die wenigen reizlosen Stellen an, die für Nachzügler noch zu haben waren – "vom Koch bis zur Abwaschfrau", sagt sie verächtlich. Ihr Vater, der Friseurmeister ist, erwog, sie in seiner Branche unterzubringen. Dann gab es noch die folgende Möglichkeit: als Ungelernte im ZBE "Berliner Blumen" anzufangen und die Erwachsenenqualifizierung zu durchlaufen. Diese Vorstellung muss Chris' Vater als empörende Zumutung empfunden haben, Sie selbst aber meint: "Na, im Prinzip wär mir wohl ja nüscht andret übrig jeblieben."

Gerade in dieser kritischen Phase zog die Familie ins Neubaugebiet, "Ick wollt nich weg vom Prenzlauer Berg", sagt Chris, "ick hab jeweent und jeweent." In der neuen Schule rutschte ihr Durchschnitt prompt von 1,7 auf 3. Es handelte sich um eine Förderschule, das heißt um eine Schule, in der überwiegend Pädagogikstudenten und -absolventen ihre Fähigkeiten ausprobieren. "...Und die wissen alle nich, wat se machen sollen, wenn se mal'n Schwamm an'n Kopp kriejen." Entsprechend rau sind die Schülersitten: Wer hier fleißig lernt, wird ausgelacht. Eine Zeit lang geriet auch Chris in diesen Sog; inzwischen hat sie sich aber gefangen. Ihre Zensuren

sind etwas besser geworden, und sie macht auch nicht mehr alles mit, was in der Gemeinschaft so ausgebrütet wird. "Ick hab eenmal mit die Bullen zu tun jehabt, det hat mir aber voll gelangt."

Fühlt sie sich denn nun heimisch im Neubaugebiet? Chris antwortet mit einem unschlüssigen Ja. Zwar die Gegend mag sie noch immer nicht., aber was soll's, sie hat hier Freunde gefunden, arbeitet im Jugendklub mit, spielt Gitarre und singt in einer Schülerband... Ich frage sie, wie ihr zumute war damals., als sie sozusagen in der Luft hing, als die Diskussionen und Laufereien, die ihren künftigen Berufsweg betrafen, immer chaotischere Formen annahmen. Hatte sie nicht Angst vor der Zukunft? Angst, fürs Leben an eine ungeliebte Arbeitsstelle gefesselt zu werden? "Ach nee", sagt Chris, "ick hab immer jedacht, meine Eltern, die wern det schon schaffen."

Der Pappa wird's schon richten. Und er richtete es wirklich. Hier ist das dicke Ende der Geschichte: Nach der zweiten Eingabe wurde man im Ministerium endlich stutzig. Man überprüfte den seltsamen Fall und förderte eine böse Sache ans Licht. In der Kaderleitung des Blumenbetriebes hatte es Unredlichkeiten gegeben. Eine Kollegin hatte die Lehrstellen an ihre Verwandten und Bekannten verschoben. Die Kollegin wurde gemaßregelt und auf einen anderen Posten versetzt; aber dadurch kam unsere Chris ja immer noch nicht zu ihrer Lehrstelle, "denn die Mädchen, die die Plätze nu hatten, die konnten doch da ooch nüscht für."

In dieser verzwickten Situation griff der Vater von Chris zu einem letzten, rabiaten und außerordentlichen Mittels Er drohte, falls sich keine Lehrstelle für die Tochter finden sollte, seinen Austritt aus der SED an. "...Und zwar hat der det so begründet..." Hier stockt Chris und gibt die Worte ihres Vaters konzentriert und langsam wieder: "Er is mal in die Partei jejangen, um jejen Unjerechtigkeiten zu kämpfen, und wenn er nüscht mehr machen kann jejen so 'ne Unjerechtigkeit, denn sieht er nich, wat er da noch soll. Na, und zwee Tage später hatt ick meine Lehrstelle."

Leider konnte ich Chris' Vater nur flüchtig sprechen, als er mir bei meinem ersten Besuch die Tür öffnete und erklärte, die Chris sei im Augenblick nicht zu Hause, Es ist wie verhext – ich habe all meine Interviews im Beisein von Vätern und Müttern geführt. Sie lugten neugierig durch Türen oder setzten sich zu ihren Kindern und griffen in die Gespräche ein. Einzig und ausgerechnet diesen Vater, der die Geschicke seiner Tochter so dras-

tisch und so entscheidend gelenkt hat, lerne ich nur aus der Sicht des Mädchens kennen.

Von ihr erfahre ich, dass er seinerseits mein Interview gern mit angehört hätte, "weil der dachte, Sie sind :'ne richtje Journalistin". Ich nehme an, er hoffte und wünschte, an eine "richtige Journalistin" zu geraten. Ich nehme an, er ist sehr stolz – und mit Recht! - auf seine Haltung in dieser Affäre, auf seine couragierte Meinung, seinen schwer erkämpften Sieg, und er hätte mir, wie Ilonas Vater, zugerufen: Ja, ja, schreiben Sie das ruhig mal alles auf! Ich nehme ferner an, Chris' Eltern gehören zum Schlage der wehrhaften, selbstbewussten Bürger, die sich nichts gefallen lassen und die keinen Einsatz scheuen, wenn es etwas durchzusetzen gilt. Solche Leute werden respektiert – solche Leute erreichen etwas im Leben. Chris' Eltern haben offensichtlich schon recht viel im Leben erreicht. Ihre Vollkomfortwohnung ist auffallend schick und teuer eingerichtet. Ich sehe Wohlstand um mich her, gediegene Möbel, einen Farbfernseher, einen holzverkleideten Balkon... Und ich habe noch Chris' Worte im Ohrs "Ach nee, ick hab immer gedacht, meine Eltern die wern det schon schaffen."

Jetzt spricht sie von ihren Zukunftsplänen. Noch immer hat sie ihre Jeans nicht zugeknöpft, ihr Handtuch nicht aus den Fingern gelassen; ihre Haare sind nun schon fast trocken geworden. Sicher will sie nicht ein Leben lang Blumen binden. Vielleicht wird sie sich weiterqualifizieren, Ingenieurpädagogin werden und ihrerseits Blumenbinderlehrlinge ausbilden. Sie könnte sich aber auch selbständig machen; ihre Mutter, sagt sie, würde ihr dabei helfen, Sie sagt aber auch, dass sie sich mit ihrem Vater nicht besonders gut verträgt und so bald wie möglich hier ausziehen will; und als ich das höre, bin ich doch ganz froh, das Mädchen allein getroffen zu haben. Ich denke bei mir, dass sie gewiss das Selbstbewusstsein und den starken Willen geerbt hat, der diese Familie offenbar prägt. Und ich bin überzeugt, sie wird gut zurechtkommen, auch wenn sie sich nicht mehr darauf stützen kann, dass ihre cleveren Eltern alles für sie richten.

Ich erzähle Constanze von diesem Fall; denn Chris ist ja, im Gegensatz zu Ilona, eine unzufriedene Kundin des Berufsberatungszentrums. Man versuchte ihr "vom Koch bis zur Abwaschfrau" die Berufsladenhüter anzudrehen; hätte man nicht mehr für sie tun können? Den Sieg errangen hier, wie so oft, der Hilferuf an höhere Organe und die Partisanenaktion eines in

die Enge getriebenen Mannes, der für die Sache seiner Tochter stritt. Wer stark ist, wer sich zu wehren weiß, der bekommt hierzulande fast immer sein Recht. Was aber hätte Chris getan, wenn sie als Tochter eines einfältigen oder schüchternen Menschen auf die Welt gekommen wäre? Wer tritt für die Schwachen ein? Gibt es nirgendwo einen Außenstehenden, der sich für sie so zuständig fühlt wie für die eigenen Verwandten? Hätte man nicht auch schon im Berufsberatungszentrum wittern können, was man wieder einmal erst im Ministerium gewittert hat: dass etwas faul ist, wenn ein Mädchen, das eine Lehrstelle offenbar verdient, zweimal hintereinander abgewiesen wird? Hätte man die unehrliche Kaderleiterin nicht gleich auf der unteren Ebene stellen und zur Rechenschaft ziehen können?

Constanze lächelt, als hielte sie meine Gedanken für bemitleidenswert naiv; dann klärt sie mich über die Lage auf. Was jene Kaderleiterin verbrochen hat, nennt sich in Fachkreisen "Aufbau von Stammbelegschaften" und ist bis zu einem gewissen Grade eine völlig legitime Sache. Von jeher werden Berufswünsche durch Familientraditionen geweckt und vererbt. Der Sohn des Bäckers, der das Bäckerhandwerk von klein auf als etwas Hochwichtiges erlebt, will später ebenfalls Bäcker werden. Das Künstlerkind, das in vertrauter Berührung mit der Kunst heranwächst, wird seinen Beruf möglicherweise auch wieder in dieser Sphäre wählen. Hinzu kommt das bekannte Problem der Beziehungen. Wenn ein altgedienter Meister zur Kaderleitung läuft und sagt: Für diesen Betrieb hab ich jahrzehntelang geschindert, da kann ich wohl verlangen, dass mein Junge seine Lehrstelle hier bekommt – ja, wie soll ihm der Kaderleiter das verweigern, ohne sich die eigene Mannschaft zu verprellen?

Aber jetzt kann es eben passieren, dass der Sohn des verdienten Meisters einem Begabteren den Platz wegnimmt. Hätte Chris nicht Blumenbinderin werden dürfen, so hätte ihr Vater sie möglicherweise bei sich als Friseuse untergebracht; sie sagte mir, dass dieser Beruf sie "zur Not" noch ein bisschen interessiere. Zur Not! Ein Beruf, um den andere sich reißen! Hier wäre um ein Haar das Absurde geschehen: Chris hätte aufgrund ihrer Beziehungen eine berufene Friseuse verdrängt, weil irgendein Mädchen, das sich "zur Not" noch für das Blumenbinden interessiert, aufgrund ihrer Beziehungen Chris, die berufene Blumenbinderin, verdrängt hat.

Wahrscheinlich kann es für dieses Problem gar keine vollständige Lösung geben. Wo Mangel herrscht, da wird auch geschoben, und der Mangel an Lehrstellen ist etwas anderes als ein vorübergehender Engpass. Es wird

immer Berufe geben, die attraktiver und begehrter sind als andere, und es wird immer Eltern geben, die ihre Kinder gut unterbringen wollen. Wer mag schon die Grenze ziehen, an der sie aufhört, die verzeihliche Schwäche der Eltern, und die Vetternwirtschaft beginnt?

Man kann das nur von Fall zu Fall entscheiden. Aber eins kann jeder tun, damit die Ungerechtigkeiten, die naturgemäß mit diesem Problem einhergehen, nicht ins Absurde überschwappen: aufpassen und sich verantwortlich fühlen. Wir sind angewiesen, mit Energie zu sparen, mit jedem Gramm an Material, mit jeder Minute Arbeitszeit. Doch ich habe noch nirgendwo die Losung gelesen: Kümmert euch um jede Begabung! Sie sollte in Schulen und Betrieben hängen, in allen Einrichtungen, die mit Kindern und Jugendlichen zu tun haben. Kümmert euch um jede Begabung! Setzt euch dafür ein, dass jeder seine Fähigkeiten optimal nutzen kann! Einen größeren Reichtum gibt es nicht als die Talente und Fähigkeiten junger Menschen – und mit welcher Gedankenlosigkeit wird dieser Reichtum mitunter vergeudet!

Zum Beispiel Almut: Die Lehrerin im Hintergrund

Diesmal muss ich nicht über Betonplatten und notdürftige Holzbrücken klettern, nicht an endlosen Hochhausreihen vorbei stapfen, nicht in kahlen Treppenhäusern nach dem richtigen Namensschild suchen. Almut wohnt idyllisch im Grünen, in einer Datschen- und Villengegend, im Parterregeschoss eines Zweifamilienhauses. Durch einen gepflegten, blühenden Garten gelangt man in eine schöne Wohnung. Stilmöbel, ein Spinett, eine Pendeluhr. Almut bietet mir Kaffee und Kuchen an. Ihre Mutter erscheint, eine gebildete Dame; es entspinnt sich ein Gespräch über Literatur. Im Nebenzimmer streicht der kleine Bruder sein Cello. Man fühlt eine gutbürgerliche, kultivierte, etwas altmodische Atmosphäre, ein Klima, in dem Höhere Töchter gedeihen.

Almuts Berufswunsch passt zu diesem Klima: Sie will Musikerin werden. Mit sieben lernte sie Violine spielen. Ihr Vater unterstützte sie bei ihren ersten Übungen. Er ist Verlagslektor und Autor und spielt in seiner Freizeit selbst ein wenig Geige. Später geriet Almut an einen Lehrer, einen Orchestermusiker aus Schwerin, dem sie viel für ihre Entwicklung verdankt. Ausführlich und begeistert erzählt sie von ihm: wie er sie förderte über

seine Pflicht. hinaus, wie er ihr in einer Notsituation sogar Hausunterricht erteilte, wie er sie tröstete, als ihr eine wichtige Musikschulprüfung fehlschlug, und wie er sie schließlich ermutigte, sich an der Musikhochschule zu bewerben.

Almuts Hobby, oder besser: ihre Liebe zur Musik soll also nun ihr künftiger Beruf und Lebensinhalt werden. Sie begibt sich da auf ein unsicheres Pflaster. Hat sie Ehrgeiz? Will sie ein weiblicher Oistrach werden? Almut, bestreitet das ruhig und entschieden. Wenn sie Konzerte besucht und die Leistungen Anderer mit ihren eigenen vergleicht, kann sie einigermaßen sicher einschätzen, welchen Platz sie einnimmt und was sie eventuell zu erreichen imstande ist. "Für die Meisterklasse wird es wohl nicht reichen, aber in der Orchesterklasse kann ich allemal mithalten.

Die Rückmeldungen der Außenwelt scheinen diese Einschätzung zu bestätigen. Almut hat an der Musikhochschule Vor- und Aufnahmeprüfung bestanden, sie wurde als ''geeignet" eingestuft und erhielt einen Fördervertrag. Doch anstelle der erwarteten Zulassung zum Studium kam plötzlich ein ablehnender Bescheid, ein vorgedrucktes Schreiben mit der üblichen, nichts Konkretes sagenden Begründung: „…müssen wir Ihnen leider mitteilen... mehr Bewerber als Studienplätze..." Auch die Doppelstunde Violinunterricht., die ihr laut Fördervertrag pro Woche zusteht, wird ihr jetzt nicht mehr erteilt. Der Lehrer, der ihr jahrelang so großzügig geholfen hat, ist nach Schwerin zurückgekehrt, und die Frau, die ihr gegenwärtig Unterricht gibt, kann ihn nur unvollkommen ersetzen, denn sie ist von Haus aus Bratschistin. Doch an dieser Situation muss sich schleunigst etwas ändern, meint Almut – "und wenn ich mir einen Privatlehrer suche! Obwohl manche von denen furchtbar teuer sind." Sie will unbedingt dran bleiben an der Musik. Im Sommer wird sie die zehnte Klasse abschließen. Für den darauf folgenden September hat sie eine Halbtagsarbeit ausfindig gemacht, die ihr genügend Zeit zum Üben lässt. Eine Bewerbung an der Rostocker Musikhochschule ist der nächste Schritt, den sie ins Auge fasst. Und sollte sie dort nicht angenommen werden, so wird sie es im kommenden Jahr noch einmal in Berlin versuchen.

Bei alledem darf man sich Almut nicht als einseitige Spezialistin denken. Ihre schulischen Leistungen sind gleichmäßig gut, und ihr ursprünglicher Berufswunsch war es, Chemikerin oder Biologin zu werden. "Die Musik ist immer nur so nebenbei gelaufen. Erst als das mit der Oberschule nichts wurde, hab ich mir überlegt, ich könnte ja auch…" Sie gehörte also gar nicht zu den Kindern, die von klein auf Unmengen an Zeit und Energie in ihre künftige Meisterschaft

investieren. Auch hat sie durchaus nicht das Gefühl, der Musik zuliebe auf eine harmonische Jugend zu verzichten, obwohl sie manchmal ganz schön sauer ist auf die verdammte Geige. Natürlich kann sie nicht so oft zur Disko gehen wie ihre Altersgenossen, aber für ein Mädchen von ihren Neigungen ist das gewiss keine große Entbehrung. Ich habe jedenfalls den Eindruck, dass Almut trotz ihrer Spezialisierung ein normales und ausgewogenes Leben führt, dass sie gut mit ihrer Umgebung zurechtkommt und schon sehr genau weiß, was sie will.

Doch so einfach liegen die Dinge nicht. Ich muss nun endlich einen Umstand erwähnen, der mit Berufsfindungsproblemen scheinbar gar nichts zu tun hat: Almut ist religiös gebunden. Ihre Eltern sind engagierte Leute, die sich bewusst und erklärtermaßen als Christen in der DDR verstehen. Sie sehen keine unüberbrückbaren Gegensätze zwischen den Ideen der Kirche und den Grundsätzen dieses Staates, und sie suchen, wie Almuts Mutter sagt, gezielt die Auseinandersetzung über die damit verbundenen Fragen.

Lange Zeit hat Almut davon nichts gespürt. Zwar besuchte sie gern den Kindergottesdienst und sang im kirchlichen Kinderchor mit, doch das hinderte sie keineswegs, ein begeisterter Pionier zu sein, Als sie in die fünfte Klasse ging, sollte sie sogar Gruppenratsvorsitzende werden; ihre Schulkameraden waren der Meinung, es gebe keine Bessere für diese Funktion. Doch jetzt geschah etwas Erbärmliches: Die Klassenlehrerin nahm ihre Schäfchen beiseite und bedeutete ihnen unmissverständlich, doch besser jemand anderen zu wählen. "Nehmt die: Almut nicht, die ist kirchlich erzogen", soll die Frau. ganz offen gesagt haben; zugleich aber schärfte sie den Kindern ein, der Betroffenen ja nicht zu verraten, weshalb sie für den Gruppenrat untragbar sei. Natürlich verrieten es die Kinder ihr doch; mit elf Jahren ist man noch nicht schizophren. "Das war der Moment", sagt Almuts Mutter, "wo die Almut zum ersten Mal hellhörig wurde, Ich weiß noch genau, wie sie hier ankam und fragte: Was ist denn eigentlich mit euch los?"

Almut hat die versteckte, verschleierte, hinterhältige Ungerechtigkeit, die ihr damals widerfuhr, bis zum heutigen Tage nicht verwunden. Sie erzählt mir die Geschichte wie ein Grunderlebnis, und ich sehe dabei zum ersten Mal Empörung und Kränkung auf ihrem Gesicht. Was mag sich damals in der Schule abgespielt haben? War Almuts Lehrerin einfach borniert? Oder hat sie auf Weisung des Direktors gehandelt, der wiederum von höheren Stellen seine Weisungen empfing? Laut Verfassung darf kein Mensch in

diesem Land seines Glaubens wegen diskriminiert werden. Wie aber fügt sich zu. diesem Grundsatz das Bild des verstörten kleinen Mädchens, das heim kommt und seine Eltern fragt; Was ist denn eigentlich mit euch los?

Der Fall Almut gibt mir sehr zu denken. Ich habe das ärgerliche Gefühl, dass hinter dem Rücken dieses gescheiten und gutwilligen Mädchens immer wieder eine überdimensionale Lehrerin mit erhobenem Zeigefinger stand und sagte: Nehmt die Almut nicht, die ist kirchlich erzogen. Warum hat man sie trotz ausgezeichneter schulischer Leistungen damals nicht zur Oberschule gehen lassen? Im Ablehnungsbescheid stand zu lesen, sie sei in ihrer Persönlichkeitsentwicklung noch nicht so weit fortgeschritten wie die anderen Schüler ihres Alters. Jeder, der Almut auch nur flüchtig kennt, muss sich sagen, wie absurd das ist; dieses Mädchen wirkt eher reifer als andere. Und jetzt die Ablehnung von der Musikhochschule – hängt sie wirklich nur damit zusammen, dass es dort mehr geeignete Bewerber als Studienplätze gibt?

Ich unterdrücke die Frage, wie Almut zu solchen Verdächtigungen steht. Verbittert scheint sie jedenfalls nicht zu sein. Als ich mich erkundige, was sie werden will, falls der Traum von der Musikhochschule sich endgültig zerschlägt, sagt sie: "Wahrscheinlich Krankenpflegerin." Mich bewegt, der Gegensatz zwischen dem warmen, glänzenden Reich der Musik und dem Elend überfüllter Krankenzimmer, und ich frage Almut nun doch, ob sie denn nicht verbittert wäre, wenn sie greinenden alten Leuten die Schieber unterm Hintern wegziehen müsste, sie, die in Konzertsälen agieren könnte? Aber Almut traut sich das eine ebenso wie das andere zu. "Die Musik ist das erste, ja. Aber Krankenpflege war für mich schon immer das nächste, und das wird auch am meisten gebraucht."

Es klingt nicht überspannt oder aufgesetzt fromm, wenn sie solche Dinge sagt. Ich glaube, sie will tatsächlich beides: Sie will das Schöne und Angenehme, und sie will sich nützlich machen. Selbst für das Überbrückungsjahr, das ihr nach Abschluss der Schule bevorsteht, hat sie sich nicht irgendeine x-beliebige Halbtagsarbeit ausgesucht, sondern eine ganz bestimmte: Sie wird bei der Volkssolidarität helfen, "alten Leuten das Essen bringen und so."

Ich schätze Almuts Wunsch, gebraucht zu werden. Und trotzdem, ich mag sie mir nicht als Krankenschwester vorstellen. Wenn sich schon einmal jemand findet., der bereitwillig und aus Überzeugung kranke Menschen pfle-

gen würde, warum muss das gerade ein Mädchen sein, dessen Fähigkeiten wiederholt von der Gesellschaft zurückgestoßen wurden? Ich hoffe, dass Almut in Rostock ankommt. Ich hoffe es nicht nur um ihretwillen.

Kümmere dich um jede Begabung... "Da reden sie alle von Begabtenförderung, und keiner macht Ernst damit", schimpft Constanze. Unser Bildungswesen hat sich noch immer nicht auf die vielen neuen Anforderungen des technischen Zeitalters eingestellt. Noch immer fehlt es an den Spezialisierungsmöglichkeiten, die eine moderne Wirtschaft erfordert, zum Beispiel auf dem Gebiet der Fremdsprachen. Und noch immer, wie in den fünfziger Jahren, wird Begabung nicht gezählt, wo eherne Prinzipien walten, Prinzipien, die sich oft genug mit grundlosen Verdächtigungen koppeln. Allein in meinem beschränkten Bekanntenkreis gibt es: einen Jungen, der Mathe-Olympiaden gewann und trotzdem nicht Mathematik studieren durfte, weil seine Russischnoten zu schlecht waren; ein Mädchen, das nicht auf die Oberschule kam, weil es die Konfirmation der Jugendweihe vorzog; und dazu noch etliche Fälle, in denen ferne Westverwandte ungünstig auf Berufskarrieren wirkten. Ich habe bis vor kurzem immer gedacht, dergleichen sei für die Betroffenen sehr tragisch. Doch während meiner Befragungen habe ich erlebt, und Constanze hat es mir aus ihren beruflichen Erfahrungen bestätigt, dass die jungen Leute einen Berufswunsch, der sich nicht realisieren lässt, relativ schnell durch einen anderen ersetzen. Wo Talente brach gelegt werden, ist das weniger für den einzelnen Betroffenen verhängnisvoll als vielmehr für die Allgemeinheit.

Zum Beispiel Nora: Dornröschen mit verschütteten Talenten

Das Haus, in welchem Nora wohnt, scheint unzugänglich wie ein Dornröschenschloss. Die Klingel ist kaputt, die Tür verschlossen. Ich rufe, warte, rüttle am Zaun. Ich bin fest überzeugt, dass jemand daheim ist. Am nächsten Tag versuche ich es nochmals. Wieder ist die Tür verschlossen, wieder reagiert niemand auf mein Rufen. Endlich, als ich schon aufgeben will, erblicke ich weit hinten im Garten eine Unkraut zupfende Frau; das ist sicherlich Noras Mutter. Ich rufe sie herbei, trage mein Anliegen vor. Nora ist nicht da, sie muss arbeiten gehen. Morgen Abend wird sie zu sprechen sein.

Ich mache mich also am nächsten Abend zum dritten Male auf den Weg, und gottlob, diesmal erwartet mich mein Dornröschen schon an der Eingangstür. Nora ist hübsch und legt offenbar Wert auf ihre äußere Erscheinung. Ihr Gesicht und ihre Stimme wirken noch kindlich, auch hat sie die Vorliebe sehr junger Mädchen für auffälligen und glitzernden Schmuck; doch die Art, wie sich schminkt und anzieht, weist schon auf Geschmack und Raffinesse hin. Ich kann mir vorstellen, dass sie in ein paar Jahren eine sehr attraktive Frau sein wird.

Es überrascht mich nicht, dass Nora am liebsten Friseuse geworden wäre. Sie ist genau der Typ für diesen Beruf; sie hätte ihre Sache sicher gut gemacht. Doch der Traum war von vornherein unerfüllbar. Wer hierzulande Friseuse werden will, muss nicht Modebewusstheit und Geschicklichkeit nachweisen, sondern einen Zensurendurchschnitt, der möglichst unter 1,5 liegt. Und Noras Zensuren waren schlecht. Sie waren so schlecht, dass Nora den Abschluss der zehnten Klasse nicht geschafft hat. Sie fiel durch in Mathematik und Musik. Und sie bekam von ihrer Schule eine Beurteilung mit auf den Weg, die ihr sämtliche Türen verschloss. Was darin stand? Nun, dass sie "unzuverlässig" sei, dass sie ein ''aggressives Wesen" hätte... "Im Prinzip stand drin", sagt Nora achselzuckend, "dass ich zu keiner Arbeit fähig bin."

Wie konnte das geschehen? Womit hatte Nora die schlechte Meinung ihrer Lehrer verdient? Dumm ist sie nicht, das spürt man sofort. Hält sie sich selbst für eine, die aneckt? Nora bejaht das prompt und fest. Dem Mathelehrer beispielsweise, bei dem sie durch die Prüfung fiel, dem habe sie oft ihre Meinung gesagt. Er sei ein schlechter Lehrer gewesen, sei viel zu schnell im Lehrplan fortgeschritten; sie habe da gar nicht mehr durchgesehen. Auf meinen Einwurf hin, das sei aber gefährlich, einem Lehrer die Meinung zu sagen, in dessen Fach man selber nicht „durchsehe", erklärt sie sehr ernst: "Das ist kein Grund! In dem Fach hat die halbe Klasse nicht durchgesehen, und einer muss ja mal den Mund aufmachen."

Ich sage mir natürlich, dass solche Sätze mit Vorsicht zu genießen sind. Vielleicht hält hier nur eine Versagerin künstlich ihr Selbstbewusstsein hoch? Doch als Nora auf die Musik zu sprechen kommt, überzeugt sie mich sofort. Nora mag Musik, sie kann singen und tanzen. Jahrelang hat sie im Schulchor mitgewirkt, hat einen Turniertanzkursus besucht. Einmal wurde sie sogar bei einem Vorsingen ausgewählt und sollte zur Musikschule delegiert werden; man empfahl ihr, sich auf Schlager zu spezialisieren, ihre Stimme sei dafür besonders geeignet.

Leider wurde dann nichts aus der Delegierung. Noras Zensuren in der Schule erwiesen sich als unzureichend. Immer wieder diese Zensuren! Dabei hat Nora bis zur achten Klasse einigermaßen gut qelernt. Doch dann kam sie auf eine neue Schule, geriet in einen frechen Haufen und erlitt – auch sie! – einen Leistungsabfall. Nur in Musik stand sie nach wie vor auf Eins und war der Liebling ihrer Lehrerin.

Nun wurde aber diese Lehrerin von den anderen Schülern immer „fertig gemacht", und Nora, vor die Wahl gestellt zwischen der Verachtung ihrer Kameraden und dem Unwillen ihrer Gönnerin, nahm schließlich auch an den allgemeinen Hänseleien und Streichen teil. So wurde die Lieblingsschülerin zur Feindin. Nora durfte nicht mehr im Schulchor singen. "Vielleicht lass' ich dich durch die Prüfung fallen", soll ihr die Musiklehrerin in einer Phase des Zorns einmal angedroht haben. Ob sie das wirklich tat, wer könnte das ermitteln? Nora behauptet sie sollte sich eigentlich auf das Thema "Volkslieder" präparieren; erst im Vorbereitunqsraum habe sie erfahren, dass man sie über Prokofjew prüfen würde. Stimmt das, so wäre sie tatsächlich das Opfer eines üblen Lehrertricks. Aber selbst wenn sie ein bisschen übertreibt – hat es nicht einen finsteren Anstrich, wie hier einem besonders musikalischen Mädchen mit rein formalen Mitteln ungenügende Leistungen in Musik bescheinigt wurden?

Auch eine Nachprüfung durfte Nora nicht ablegen, "Zuerst haben sie mir immer gesagt: Wir erwarten Sie im August zur Nachprüfung, bereiten Sie sich gut darauf vor! Und dann, als die Zeugnisverteilung war, hat's plötzlich geheißen; nein, bei zwei Fünfen gibt es keine Nachprüfungen mehr." Aber ihrer Meinung nach hätte sie nur eine Fünf bekommen dürfen; in Musik hätte man gerechterweise ihre Vorzensur, die Eins, mit der Fünf von der Prüfung zusammenziehen müssen, so dass eine Drei herausgekommen wäre. „Ich nehme an, die haben in der Zwischenzeit ihre miese Beurteilung über mich geschrieben und sich gesagt, bei einer wie mir soll's keine Nachprüfung mehr geben."

Versehen mit den Liebesbeweisen ihrer Schule, ging Nora also im Oktober auf die Suche nach einer Lehrstelle für Abgänger der achten Klasse. Hier stutze ich und frage ungläubig nach: Im Oktober erst? Aber warum hatte sie sich nicht schon längst um eine Arbeit gekümmert? Nora lächelt wie jemand, der ertappt worden ist: "Tja, ich hab das ein bisschen schleifen lassen."

Sie hat so Manches schleifen lassen. Sie hat ihre Tanzschule schleifen lassen, ganz kurz vor der Beendigung des letzten Kurses. "Dabei war ich sogar gut", sagt sie mit einer leisen Regung des Bedauerns. Sie hat das Unrecht, das ihr seitens ihrer Lehrer widerfuhr, protestlos über sich ergehen lassen. Dabei gibt es durchaus Möglichkeiten, sich zu wehren; sie selbst kennt ein Mädchen, das sich mit Erfolg über eine schlechte Beurteilung beschwerte. Nora hat so etwas offenbar der Mühe nicht für wert gehalten. Sie behauptet, sie habe sich oft für andere Menschen eingesetzt – und ich kaufe ihr das auch ab –, doch das eigene Schicksal scheint ihr beinahe gleichgültig zu sein. Wäre ich behandelt worden wie sie, ich würde mich auch nach Jahren noch darüber erregen und empören. Nora erzählt ihre Geschichte ganz ruhig, allenfalls ein bisschen traurig und dazu mit einer Objektivität, die ihre Gelassenheit noch unterstreicht. Offen bekennt sie, dass sie selbst eine Menge Schuld trägt an ihrem Fiasko. Sie hat wiederholt die Schule geschwänzt – die potentielle Arbeitsbummellantin: ein rotes Tuch für jeden Kaderleiter. Sie war frech, war trotzig und aufmüpfig und lieferte ihren Gegnern Angriffspunkte. „…und dann war das nun auch die Zeit, wo man so anfing, mit Kumpels zu gehn..."

Ich habe keine meiner Interviewpartnerinnen nach ihrem Privatleben gefragt. In Noras Fall hätte ich es gern getan. Ich beginne allmählich zu begreifen, warum die Lehrer eine solche Aversion gegen sie hatten. Ein Mädchen, das sich schminkt, das sich hübsch anzieht, das "mit Kumpels geht", was immer das bedeuten mag, das unbekümmert sein Leben genießt und der Zukunft sorglos entgegensieht – wie leicht erregt ein solches Mädchen das Misstrauen tüchtiger und strebsamer Leute, ein Misstrauen, das gewöhnlichem Neid entspringt! Wie rasch, wie böse wird es abgestempelt, als Herumtreiberin, als asoziales Element! "Nein, wir können Sie nicht nehmen", sagte man Nora in einem Kaufhaus, "das wäre ja ein schlimmes Beispiel für die Anderen, wenn Sie für eine solche Beurteilung auch noch eine Lehrstelle bekommen würden." - "Aber ich bin doch kein schlechter Mensch", erwiderte Nora verblüfft und hilflos. Nichts zu machen – ihre Beurteilung wies sie als schlechten Menschen aus. Sie hat ihr Glück in Betrieben versucht, die wirklich noch genügend freie Stellen hatten, die dringend Arbeitskräfte brauchten. Aber eine wie sie wollte niemand haben. Sie wurde überall hin geschickt, wo es auch nur die kleinste Chance gab: vom Kaufhaus in eine Schneiderei. Von der Schneiderei in ein Fotokopierwerk. Vom Fotokopierwerk zum Druckplattenwerk. Vom Druckplattenwerk in ein

Krankenhaus – tatsächlich, sogar in ein Krankenhaus, obwohl sich als Krankenpflegerin niemand weniger zu eignen scheint als die unbekümmerte Nora. "Aber die wussten einfach nicht mehr, was sie sonst noch mit mir anfangen sollten."

Vergeblich war ihre Odyssee. Was hat sie gefühlt, als man sie überall wie einen Menschen dritter Klasse behandelte? Hat ihr Selbstbewusstsein nicht darunter gelitten? "Ach, ich weiß nicht", sagt sie in ihrer ruhigen Art, "ich hatte keine Lust mehr. Mir war alles egal. Und wenn meine Mutter mich nicht immer wieder gedrängelt hätte, ich glaub, ich war gar nicht mehr losgegangen." Und die Mutter fügt hinzu, sie hätte sich damals mehr Gedanken gemacht und mehr Ängste ausgestanden als ihre Tochter. "Es war furchtbar", sagt sie über diese Zeit.

Endlich, nach monatelanger Suche, musste Nora die Hoffnung auf eine Lehrausbildung fahren lassen und entschied sich für den Weg, der Ilona und Chris gerade noch erspart blieb: Sie ging, wiederum auf Drängen ihrer Mutter, zum Arbeitsamt und ließ sich als ungelernte Kraft an einen Großbetrieb vermitteln. Und siehe, diesmal trieb der Wind sie in eine günstige Richtung. Sie bekam eine gut bezahlte Arbeit in einem Metallbearbeitungswerk, das alle möglichen Gegenstände für das Kunstgewerbe produziert, Garderoben, schmiedeeiserne Leuchter... Hier hat Nora endlich Fuß gefasst. Sie arbeitet in einer Jugendbrigade, sie versteht sich gut mit ihren Kollegen, und was sie leistet, wird anerkannt. Hier will sie bleiben und vorwärts kommen. Zunächst muss sie auf der Abendschule den Abschluss der zehnten Klasse nachholen; im September beginnt der Kurs„ Und hat sie dieses Ziel erreicht, so will sie sich in ihrem Betrieb zum Werkzeugmacher qualifizieren. Aus der Ferne träumt sie sogar schon davon, vielleicht einmal zum Brigadier in ihrer Werkhalle aufzurücken. Sie spricht mit. Bewunderung von der Kollegin, die augenblicklich diesen Posten bekleidet: Diese Frau, sagt sie, sei deshalb so sehr in Ordnung, weil sie sich von unten hoch gearbeitet habe. Die Wendung "von unten hoch gearbeitet" wiederholt Nora mehrmals mit großem Nachdruck. Man spürt, auch sie will zu den Leuten gehören, die sich von unten hoch arbeiten. Der Ehrgeiz, der so lange in ihr schlief, scheint endlich aufgewacht zu sein.

Ich registriere das mit Freude, aber nicht ohne Skepsis. Noras gute Vorsätze bezweifle ich nicht; aber wird ihr Wille auch stark genug sein, diese Vorsätze zu verwirklichen? Sie sagt ja selbst, es falle ihr schwer, nach dem langen, anstrengenden Arbeitstag noch etwas Vernünftiges zu tun.

Lieber gehe sie abends "bloß so" ein bisschen aus. Wird sie die Abendschule nicht ebenso "schleifen lassen" wie den Tanzkursus, wie die Musik, wie die Suche nach einer Lehrstelle? Man hat. es diesem Mädchen so schwer gemacht. Dabei hätte man besonders um sie werben, sich um ihre Sprödigkeit bemühen müssen. Irgend jemand hätte sie schütteln und ihr zurufen müssen: Mach was aus dir! Irgendjemand hatte vor ihrer Tür solange rufen und klopfen sollen, bis sie zum Vorschein gekommen wäre.

Mehr und mehr, während ich dies alles schrieb, störte mich der platonische Charakter meiner Arbeit. Diese Reportage konnte nur entstehen unter der Bedingung, dass sie nie das Licht, der Öffentlichkeit erblickt. Sie konnte nur entstehen, weil Constanze, die Berufsberaterin, mir als einer persönlichen Bekannten offen ihre Meinung sagte, ohne erst den Chef oder gar den Magistrat um Erlaubnis zu bitten. Ich aber hätte Constanzes Chef am liebsten auch gleich interviewt, und den ganzen Magistrat dazu! Warum müssen wir immer so geduckt und heimlich an Probleme herangehen, die uns alle betreffen? Warum darf keiner von den Verantwortlichen offen und öffentlich darüber reden? Das Interesse unter den Betroffenen, das lebhafte Bedürfnis, sich auszusprechen, habe ich doch überall gespürt. In sämtlichen Familien, die ich aufsuchte, bin ich bereitwillig empfangen worden; doch jedes Mal, wenn ich wieder ging, schmerzte mich der Gedanke, dass all diese lnterviews nirgendwo ein Echo finden, dass sie so platonisch bleiben würden wie dieses ganze Unternehmen. Es ist halb so schlimm, mal eine Erzählung für die Schublade zu schreiben - aber eine Reportage...

Immerhin, ich habe vier interessante junge Mädchen kennen gelernt. Ich habe viel Begabung gespürt, viel Aufrichtigkeit und guten Willen, Und ich habe Journalismus geübt – wofür? Für eine Zeit der Offenheit, die vielleicht einmal anbrechen wird.

Nachtrag 1992

Diese Reportage schrieb ich vor zehn Jahren, im Mai 1982, als Übung, als „Hausarbeit" gewissermaßen für das Leipziger Literaturinstitut, wo ich damals Fernstudentin war. Ich las sie dort im Jahresabschlussseminar meinen Kommilitonen und Dozenten vor, unter denen sie viel Diskussion auslöste., aber insgesamt ein positives Echo fand.

Dadurch ermutigt, ließ sich Constanze zu einem verhängnisvollen Schritt verleiten: Sie drückte die Arbeit ihrer Kollegin vom Berufsberatungszentrum in die Hand. Als sie am nächsten Tag, nichts Böses ahnend, zum Dienst, kam, wurde sie mit eisigen Mienen empfangen. Es ist von heute aus schwer nachzuvollziehen, was den Leuten damals an meiner harmlosen Reportage so weh tat; aber das Aufsehen war gewaltig. Die Kollegin, die seit Jahr und Tag mit Constanze zusammenarbeitete, fast schon als deren Freundin hätte gelten können, sah sich genötigt, ihrem Vorgesetzten von der Existenz des unerhörten Machwerks Mitteilung zu machen. Der las es umgehend, war "bestürzt" und alarmierte seinerseits Vorgesetzte; die Geschichte soll angeblich bis zum Bürgermeister des betreffenden Stadtbezirks, ja, bis hinauf zum Magistrat von Berlin (Abteilung Berufsbildung und Berufsberatung) gedrungen sein.

Constanze wurde noch am gleichen Tag von ihrem Dienst suspendiert. Man steckte sie in ein Bürowarenlager, wo sie zwei Wochen damit verbrachte, Bleistifte und Lineale zu zählen. Dabei lag, nach strengstem Recht betrachtet, gar keine Handhabe gegen sie vor. Schließlich hatte ich, nicht sie die anstößige Reportage geschrieben. Aber an mich kam man nicht heran; und überhaupt war es üblich in der DDR, für literarische Unbotmäßigkeiten nicht die Urheber zu bestrafen, sondern geeignete Prügelknaben, Redakteure beispielsweise, die dergleichen "durchgehen" ließen.

In diesem Fall also musste Constanze die Prügelknabenrolle übernehmen; und einen Punkt gab es ja auch wirklich, in dem sie nach den damals geltenden Arbeitsrechtsbegriffen schuldig war: Sie hätte die Adressen der vier jungen Mädchen nicht an mich weitergeben dürfen. Mit dieser Begründung leitete man ein Disziplinarverfahren gegen sie ein; aber es war klar, dass man ihr in Wahrheit nichts anderes vorwarf als ihre kritischen Äußerungen in der Reportage. Man hatte das Werk inzwischen vielfach kopiert – was mich als damals ungedruckte Autorin trotz allem mit diebi-

scher Genugtuung erfüllte – und die "schlimmen Stellen" rot angestrichen. Diese Stellen hielt man Constanze in den Aussprachen immer wieder vor: Habe sie das wirklich so gesagt? Wie sei sie nur dazu gekommen? Wie könne sie die Bildungspolitik des Staates und die Arbeit des Berufsberatungszentrums dergestalt mit Dreck bewerfen?

Hinter allem stand natürlich die Angst, der Text könnte irgendwo und irgendwann und womöglich gar im Westen veröffentlicht werden; und es half auch nichts, beständig zu versichern, dass dazu überhaupt keine Absicht und nach menschlichem Ermessen auch nicht die geringste Aussicht bestand.

Constanze bekam einen formalen Verweis, der ein Jahr lang ihre Kaderakte schmückte. Sie stand gerade im Begriff, sich eine neue Arbeit zu suchen; die Bekleidungswerke VEB Fortschritt hatten ihr eine Stellung als Betriebspsychologin angeboten. Sobald sie aber hörten, was ihr geschehen war, überlegten sie es sich anders und nahmen von einer Einstellung Abstand. Constanze ging den Sommer über an der Ostseeküste kellnern. Erst im Spätherbst kam sie nach Berlin zurück., Noch immer fand sie keine Arbeit und musste um die Weihnachtszeit als Aushilfskraft in einem Kaufhaus jobben. Erst 1983 wurde sie nach endlosen Laufereien beim Akademieverlag eingestellt, wo sie unter der Bezeichnung "Mitarbeiter für Arbeits- und Lebensbedingungen" einer wenig befriedigenden Tätigkeit nachging. Ihr Rückgrat aber war gebrochen. Nie hat sie seither auch nur den kleinsten, und gefahrlosesten Verstoß gegen geltende Gesetze und Bestimmungen gewagt.

Das alles liegt nun viele Jahre zurück. Die "Zeit der Offenheit", von der ich träumte, ist inzwischen Realität geworden, mit allen .Makeln der Realität gegenüber dem hoffnungsvollen Traum, und die Reportage, die einmal den Grund für soviel Ärger und Aufregung schuf, ist heute nur noch ein historisches Dokument. Es zeigt einige der Ursachen für den Untergang der DDR, es zeigt aber auch, gänzlich ungewollt und für mich selber überraschend, dass wir in puncto Sozialpolitik doch eigentlich gar nicht so übel waren. Ich übergebe den Text bewusst genau so, wie ich ihn niedergeschrieben habe - obwohl ein Außenstehender jetzt wohl nicht einmal mehr die DDR-spezifischen Worte versteht, geschweige denn die dahinter verborgenen Denkbegriffe und Konstellationen; selbst uns, die wir jahrelang damit lebten, beginnen sie allmählich fremd zu werden.

Inzwischen sind die Heldinnen der Reportage erwachsene, wahrscheinlich längst verheiratete Frauen, die seit vielen Jahren im Berufsleben stehen, womöglich selbst schon wieder Kinder haben... Mit was für Sorgen kämpfen sie jetzt? Welche von ihnen ist arbeitslos, welche enttäuscht nach dem Westen gegangen, welche muss sich wehren gegen neue Herren, die schon wieder nahezu identisch mit den alten sind? Doch hier eröffnet sich bereits der Stoff für eine neue Reportage, und es fragt sich, welche von den beiden wohl mehr an Bitterkeit enthalten würde.